

# Dann nennen wir es eben Polizeiaktion

Friedensverträge braucht es dann nicht mehr: Tanisha M. Fazal erklärt, wie die zunehmende Verrechtlichung der Kriegsführung zur Umgehung der Normen führt.

„Unter den Waffen schweigen die Gesetze“, hieß es einst bei Cicero. Der Satz wird häufig so gedeutet, dass es kein Recht im Kriege gäbe. Heutzutage kann davon längst keine Rede mehr sein, die Verrechtlichung der Kriegsführung ist weit fortgeschritten. Zugleich bleiben bewaffnete Konflikte ein Feld, in dem auffallend viele Rechtsverletzungen stattfinden, das Recht vermieden wird. Die faszinierende Studie von Tanisha M. Fazal behauptet, dass beides miteinander verbunden ist: Die Zunahme von Recht bringt als Kehrseite strategische Rechtsvermeidung hervor.

Fazal ist Politikwissenschaftlerin mit einem ausgeprägten Hang zu Interdisziplinarität, Empirie und Thesen. Sie kombiniert die statistische Forschung in Datenbanken mit Fallstudien aus den internationalen Beziehungen und mutigem Zugriff auf Geschichte und Gegenwart des Völkerrechts. Ihr Blick ist dabei beeindruckend global, ihr Methodenarsenal vielfältig. Der Leser bekommt eine Fülle von geopolitischen Beobachtungen geboten, um theoretische Annahmen empirisch zu untermauern oder sie zu widerlegen. Denn Fazal ist neugierig, und ihr Blick auf die internationale Praxis moralfrei: Sie will verstehen, wo und warum Recht eingehalten wird, vor allem aber identifizieren, wo falsche Anreize zu seiner Umgehung bestehen.

Historischer Ausgangspunkt ist die beeindruckende Zunahme an Normen, die zwischenstaatliche Gewalt regulieren und den Krieg zivilisieren wollen. Das Kriegsvölkerrecht wurde erst durch anerkannte Gewohnheiten normiert, seit etwa hundertfünfzig Jahren werden zunehmend internationale Verträge geschlossen. Damit einher ging eine Verschiebung der Aufmerksamkeit zugunsten des Schutzes des Individuums, deswegen firmiert das Rechtsgebiet mittlerweile als „humanitäres Völkerrecht“. Neben rechtlichen Begrenzungen von Kriegsführung erfolgte auch die zunehmende Ächtung des Krieges, zunächst im Briand-Kellogg-Pakt von 1928, dann in der Charta der Vereinten Nationen von 1945 in Form des Gewaltverbots.

Es erscheint nun beinahe paradox, dass die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg vielfach von Rechtsvermeidung gekennzeichnet ist. Zwischenstaatliche Konflikte werden ausgetragen, aber es finden keine Kriegserklärungen mehr statt. Kriege enden, aber erstaunlich selten werden anschließend Friedensverträge geschlossen, die das formal besiegeln und Regelungen treffen. Die Vereinigten Staaten beispielsweise haben seit 1952 keinen formellen Friedensvertrag mehr geschlossen. In den vergangenen siebzehn Jahren gab es in 36 zwischenstaatlichen Kriegen nur zwei Kriegserklärungen zur Eröffnung. Woher



An einem Ort, der für die Ausbehebung des Kriegsvölkerrechts steht: Wandbild in der Kapelle des Abu Ghraib Gefängnisses. Foto Getty

kommt diese Neigung, Kriegsformalitäten einerseits massiv durch Vertragsrecht auszuweichen, andererseits in der zwischenstaatlichen Praxis beiseitezulassen? Fazal meint, beide Trends seien kausal miteinander verknüpft. Die immer dichtere Regulierung des Krieges führe zu Ausweichbewegungen bei Politikern und Militärs. Überhaupt sind Letztere im Vergleich zum neunzehnten Jahrhundert kaum noch in die Aushandlungsprozesse eingebunden, die am Ende zu kriegsvölkerrechtlichen Verträgen führen. In der Praxis müssen die Militärs dann viel beachten: den Schutz von Zivilisten und Kulturgut, die gute Behandlung von Kriegsgefangenen, die Schonung der Umwelt. Fazal weist zu Recht darauf hin, dass das mit erheblichem Aufwand verbunden ist: Soldaten müssen über Grundsätzliches geschult und über Novellierungen instruiert



Tanisha M. Fazal: „Kein Recht im Krieg? Nicht intendierte Folgen der völkerrechtlichen Regelung bewaffneter Konflikte. Aus dem Englischen von E. Heinemann und U. Schäfer. Hamburger Edition, Hamburg 2019. 418 S., geb., 35,- €.

werden; alle solchen Verpflichtungen der Kriegsparteien stellen zudem in der Umsetzung eine erhebliche logistische und finanzielle Last dar. Fazals Junktim von Verrechtlichung und Vermeidung widerspricht daher zumindest zeitlich den Forschungen zu den sogenannten Neuen Kriegen (New Wars Studies), die die Aufweichung des klassischen Kriegsbegriffs mit Identitätspolitik und dem Verlust von Staatlichkeit erst in den 1990er Jahren datieren.

So richtig es ist, die Faktoren zu benennen, die solche Ausweichbewegungen veranlassen können, und die Einbindung von jenen zu fordern, die am Ende das Recht handhaben müssen, so fragwürdig scheint der völkerrechtliche Kern von Fazals Argument. Denn es unterliegt keineswegs allein der souveränen Willensmacht der Staaten, ob sie bei ihren konkreten Handlungen dem Kriegsvölkerrecht zu folgen haben. Gleichwohl scheint bedenkenswert, dass allein die Idee, sich solchem Recht entziehen zu können, fatale Folgen haben kann und auch der Glaube, man sei an Normen nicht gebunden, Grausamkeiten wie die in Abu Ghraib fördert. Hier hätte Fazal von rechtssoziologischen Studien profitieren können, die die Bedingungen für Rechtsbefolgung systematisch erforschen.

Stattdessen stellt sich umso stärker die Frage, welche Motive in den zwischenstaatlichen Beziehungen zur Missachtung beziehungsweise Nichtdurchsetzung speziell von Kriegsvölkerrecht führen. Hier könnten vielleicht Blicke auf jene moralischen Haltungen weiterhelfen, die Rechtsanwendungen beeinflussen. Auch die Rol-

le des nationalen Militär(straf)rechts, das völkerrechtlichen Regelungen vielfach vorgeht, fehlt im Buch. Schließlich ist zu bedenken, dass gerade die juristische und moralische Achtung von Krieg plausiblerweise dazu führt, dass kein Staat mehr „Krieg“ führen will, sondern das eigene Handeln beschönigend als „Polizeiaktion“, „Kampf gegen Terror“ oder sonstige „Sicherheitsmaßnahme“ etikettiert: Die Verantwortlichen wollen vielleicht weniger den rechtlichen als den politischen und moralischen Implikationen vor der nationalen und globalen Öffentlichkeit entgehen. Ähnlich liegt die Konstellation bei der Meidung von Friedensverträgen: Sie müssten oft formal Schlussstriche ziehen und (unpopuläre) Verantwortlichkeiten festlegen – für viele Kriegsparteien eine durchaus unbequeme Vorstellung.

Umso interessanter ist aber Fazals Ausweitung des Blicks über den zwischenstaatlichen Krieg hinaus. Denn sie will die Dichotomie zwischen Krieg und Bürgerkrieg perspektivisch überwinden, weil sie sich übergreifend für Faktoren der Befolgung einschlägiger Normen interessiert. Hier identifiziert sie geradezu einen Gegenstand: In Bürgerkriegen findet eine erstaunlich hohe Orientierung gerade von sezessionistischen Rebellengruppen an internationalen Normen statt. Denn jene suchen die Anerkennung der internationalen Gemeinschaft, die wiederum ihr Wohlwollen jenen gönnt, die ihre Regeln befolgen.

Aber auch hier beobachtet Fazal nicht intendierte Folgen: Gerade weil die internationale Gemeinschaft Anreize setzt, solche Konflikte mit Friedensabkommen zu beenden, werden diese zwar zunehmend

und unter Einbeziehung von Vermittlern geschlossen, aber sie scheitern auch schneller in der Durchführung. Insofern wiederholt sich der pathologische Befund einer internationalen Setzung von Fehlansätzen durch Völkerrecht auch hier.

Was also tun? Fazal schlussfolgert bescheiden und formuliert mit Augenmaß weitere offene Fragen, die zu klären sind. Das ist deswegen wichtig, weil sie damit der Gefahr entgeht, das Kind mit dem Bade auszuschütten: Die partielle Nichtbefolgung internationaler Normen darf keine Rechtfertigung für ihre Abschaffung sein oder Defätismus nähren. Manches wäre schärfer zu sehen gewesen, wenn die Diagnose bezüglich der Missachtung von Menschenrechten auch andere Motive mit einbezogen hätte statt den bloßen Glauben, über sie verfügen zu können. Und vor allem wäre es auch wichtig, funktionierende internationale Rechtsregime zu beobachten. Denn ob im Kriegsvölkerrecht früher wirklich eine höhere Rechtsmoral bestand, müsste man noch klären.

Das Lernen aus Erfahrungen ist umso wichtiger, als aktuell mit vollkommen autonomen Waffen und Cyberattacken neue technische Herausforderungen für das Kriegsvölkerrecht auf der Agenda stehen. Während es bei den vollkommen autonomen Waffen aus Sicht von NGOs darum geht, einen künftigen Waffentypus gänzlich zu verbieten, ist die Diskussion bei Cyberwarfare schon weiter. Ob es hier zur Begrenzung durch Normierungen kommt, ist offen, jedenfalls wäre es in diesem Fall besonders dafür die zukünftige Durchsetzung, die Vertreter der betroffenen Industrien nicht einzubinden. MILOŠ VEC

## Natur gegen City-Lyrik

Kann man in zwei Metiers zugleich Meister sein? Wer es versucht, erregt unsere Neugier. Wir geben ihm Kredit, sofern er nicht zu alt und routiniert ist. Der Fotograf und Lyriker Henning Kreitel ist ein Beispiel. Er studierte in Stuttgart Fotografie und besuchte das Tübinger Studio für Literatur. Mit den Gedichten und Fotodrucken von „Im Stadtgehege“ steht er bei seinem zweiten Buch.

Die Fotos im Buch sind sogenannte Cyanotypien, gedruckt in einer alten Eisenblauetechnik. Ihr durchgehender Preußischblautönen illuminiert die Ansichten von Berliner Parkanlagen, versteckte Plätze im Humboldthain, Gölitz oder Treptower Park. Zu dieser Sequenz in Blau passt der Titel „auf Ruhesuche“. Leider sind die schönen Cyanotypien arg klein reproduziert.

Eine ganz andere Welt hat der Lyriker Kreitel im Blick. Der Naturidyller setzt er nervöse City-Lyrik entgegen. Die Texte verzichten auf Titel, Reim und Metrum; wenn sie überhaupt an Formen erinnern, dann an Haikus. Sie führen den Leser ins „Stadtgehege“. Das lyrische Ich findet sich programmatisch „angespannt / im Stadtgehege / der gefahrenmacht“. Wobei die Gefahr ebenso gewaltig wie abstrakt ist. Denn das kurze Gedicht endet: „ein Augenblick / entscheidet / raubt oder beute.“ Die Großstadt – hier offenkundig Berlin – erscheint als geschlossener Bezirk, der von darwinistischen Gesetzen regiert wird.

In dieser Gesellschaft vollzieht sich Kommunikation als dumpfer Austausch von Bedeutungslosigkeit: „phlegma am smartphone / mit spielgesenktem kopf / wortlos aneinander vorbei.“ Immerhin die Nacht ist gnädig: „im nachtschutz / kann ich am besten schreiben.“ Es gibt keine Ausdrucksnot, die Produktion fließt. Ihr Gesetz ist der statische Stil, die Ausparung der Verben. Das Gedicht wird Notiz. Der Mangel an Bewegung soll durch Raffung kompensiert werden. Der Autor sucht gewollt originelle Wortbildungen wie „betonkrebekleider“, „graffitiherz“, „knicklinienworte“ oder „dröhnbelieben“. Dieser Manierismus ist die Crux der Gedichte. Sie bekommen etwas Selbstbezügliches, Abweisendes. Die forcierte Sprache schiebt sich vor jene Wirklichkeit, die Kreitel in seinen Gedichten anpeilt. HARALD HARTUNG



Henning Kreitel: „Im Stadtgehege“. Gedichte. Mit Cyanotypien des Autors. Mitteldeutscher Verlag, Halle 2019. 108 S., br., 12,- €.

## Deutsche Artenvielfalt

In den vergangenen Jahren ist die Demarkationslinie zwischen Natur und Kultur immer poröser geworden. Eine vom Menschen losgelöste Umwelt, die nur für sich existiert – das klingt nach romantischen Sehnsüchten. Auch Verlagsleute haben diese Entwicklung erkannt, und so nehmen viele Autoren naturkundlicher Abhandlungen nicht zuerst Flora und Fauna ins Visier, sondern den menschlichen Blick darauf. Umgekehrt hält die Natur häufig Einzug in Werke, die sich kulturellen Phänomenen widmen. Matthias Heine, Germanist und Historiker, hat sich im Dicksicht animalischer Metaphern umgesehen und die kuriosesten Trouvaillen zusammengestellt. Er ist der Beobachtung gefolgt, dass wir Tieren zwar auch auf Feld und Flur, besonders oft jedoch in der Sprache begegnen. Ob Bärendienst oder Frechdachs, Bockmist oder Kredithai, der Artenreichtum des Deutschen ist gewaltig, die vom Autor vermessene Zeitspanne ebenfalls. So geht die Wendung von der „Höhle des Löwen“ auf die 246. Fabel des Äsop zurück, während man einen Undercover-Agenten erst seit John le Carrés Roman „Dame, König, As, Spion“ von 1974 ganz selbstverständlich als „Maulwurf“ bezeichne. Heines Buch ist eine vernünftige Kompilation von Fun Facts. Die weitreichenden Fragen zum Thema bräuchten indes einen großen Argumentationsbogen: Inwiefern ist der Mensch als Mängelwesen auf tierische Metaphern angewiesen, welche Rolle besitzt das Tier im antiken Sprachgebrauch, welche unter der Last christlicher Dogmen, wie werden Tiere in rhetorischen Lehrbüchern als Metapher für die Metapher eingesetzt? Zu diesen Punkten verhält sich Heine mucksmäuschenstill. KAI SPANKE



Matthias Heine: „Mit Affenzahn über die Eselsbrücke“. Die Tiere in unserer Sprache. Atlantik Verlag, Hamburg 2019. 256 S., geb., 16,- €.

# Wer kauert denn da im Tischtuch?

Es war einmal und wird auch immer sein ein rätselhaftes Tier: Joachim Sartorius huldigt der Eidechse

Nein, es ist kein Sachbuch, auch wenn es in der Reihe „Naturkunden“, herausgegeben von Judith Schallansky bei Matthes & Seitz, mit der Nummer 55 herausgekommen ist. Es ist eine Liebeserklärung. Die eines Lyrikers an eines der ältesten Wesen der Welt: die Eidechse. Wie in den Reiseerzählungen „Die Prinzeninsel“ (2009) und „Mein Zypern oder die Geckos von Bellapais“ (2013), die beide ihren Reiz in der subjektiven Deutung des Dokumentarischen haben und einer feinen, lyrischen Sprache, geht es auch hier nicht um ein Objekt, das betrachtet und vorgeführt werden soll, sondern um eine Gefühls- und Geistesbeziehung. Nicht der kalte, pragmatische Blick des Zoologen, sondern der mitreißend warme eines Menschen auf ein Geschöpf, so klein, dass man es schnell übersieht, führt hier in den Text und macht ihn zur Literatur.

Gleich die ersten Sätze des Prologs legen das Zentralmotiv fest: „Meine Kindheit in Tunesien war eine Eidechsenkindheit. In den Ritzen der Steinmauern, die die Terrassen des zur Uferstraße abfallenden Gartens säumten, wohnten mehrere Eidechsenfamilien, und im Haus huschten, wenn in der Dämmerung die Lichter angemacht wurden, Geckos über die Wände, bis sie schließlich reglos am Rande eines Lichtkegels verharrten.“ Das ist nicht nur schön erzählt, sondern es zeigt, mit welcher sensiblen Offenheit diese Kreatur wahrgenommen und, man



„Bill the Lizard“: Illustration eines Spielkartensets von 1898. Abb. a.d. besp. Bd.

kann es so sagen, auf Augenhöhe angeschaut wird. Jede arrogante Pose der Überlegenheit, wie sie unserer Spezies anderen Geschöpfen gegenüber oft eigen ist, um sie auf fatale Weise auszubeuhen, geht hier in Demut und Zuneigung über. Die Szene etwa, in der die Töchter

ein Exemplar namens Billy im Haus halten wollen und es dann doch wieder verlieren, wie die Familie trauert und es bedrückt, ist so anrührend, wie man es sonst nur in Verbindung mit attraktiven Tieren kennt, Pferden, Hunden oder Katzen.

Von zahlreichen Abbildungen flankiert – herrliche Zeichnungen, Kupferstiche und Gemälde –, folgen wir der faszinierenden Natur dieser Tiere, erfahren, dass ihnen die Schwänze nachwachsen, wenn sie gebrochen sind, lesen von der Vielzahl der Arten, die auf 2700 geschätzt wird, um dann immer wieder einen Abzweig zu nehmen in das unendliche Reich der metaphysischen Deutung. Die Spuren sind es, die Eidechsen hinterlassen, tatsächlich oder im allegorischen Sinn, und die sich zu einer Geschichte verweben – das ist das Buch hinter dem Buch, das sich selbst auf den Urgrund der Mythen begibt, wenn es im Märchentönen anhebt: „Es war einmal...“

Die Verweisung der kleinen, huschenden Echsen auf eine Vorzeit der menschlichen Kultur, ihre subkutane Zeugenschaft, mit den Elementen des Ursprungs in einer Verbindung zu stehen, macht sie so rätselhaft und interessant, für die Geistes- und Naturgeschichte wie für die Kunst und Literatur. Wie stolz erscheint sie auf einer Buchillumination von 512 aus Konstantinopel, wie ornamental in den Illustrationen des Frühmittelalters, wie symbolisch auf Gemälden

der Renaissance und wie detailgenau in den Kupferstichen der Enzyklopädisten des neunzehnten Jahrhunderts. Bis zur Gegenwartskunst eines Max Neumann, der einen roten Gecko auf einem Glas auf und davon flitzen lässt, auf das der Künstler von der anderen Seite her schaut, über Joan Miró und Jean Cocteau, Gertrud Kolmar und Jim Morrison: Die Eidechse verzaubert sie alle.

Wunderbar das „Portrait eines jungen Edelmanns in seinem Studierzimmer“ von Lorenzo Lotto aus dem Jahre 1527. Da sitzt dieser schöne junge Mann vor einem aufgeschlagenen Folianten, dessen linke Buchseiten von seiner zierlichen Hand leicht angehoben sind, so als wolle er sich gleich wieder seinen Studien zuwenden und schau nur für den Moment dieser Skizze, den der Maler ihm aberlangt hat, zum Betrachter – da kauert doch tatsächlich, kaum zu sehen in den Falten des blauen Tischtuchs, ein Salamander, hebt leicht den Kopf und blickt in die Richtung des Mannes, der seinerseits uns sieht. Was für eine Dra-



Joachim Sartorius: „Eidechsen“. Ein Portrait. Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2019. 135 S., Abb., geb., 20,- €.